



Erinnerungen für die Zukunft

Sicherheitsrisiko

Deutsch-deutsche Städtepartnerschaften

1987: Die Städtepartnerschaft Schwerin-Wuppertal

1987 unterzeichneten die Städte Schwerin und Wuppertal ihren Partnerschaftsvertrag. Der künstlerische Leiter der Schweriner Philharmonie, Wolfgang Friedrich, erinnert sich in einem Radiofeature des Deutschlandfunks vom Mai 1990 an diesen Moment: "Es wurde der Vertrag hier im Schweriner Schloss unterzeichnet und unser Kammerorchester spielte dazu ein festliches Programm. Wir durften den Vertretern der Stadt Wuppertal im gesamten Schlossbereich nicht begegnen, wir mussten einen anderen Treppenaufgang benutzen, damit wir die Leute also praktisch privat nicht zu Gesicht bekamen. Wir haben das Konzert abgeliefert und mussten durch die Hintertür wieder raus. Wir hatten eine Solistin, die durfte ihre Angehörigen nicht mit ins Schloss bringen, weil das also zum Sicherheitsgebiet erklärt wurde. Mit diesem einmaligen Kontakt hat sich für uns als Orchester zunächst einmal für Jahre der Kontakt zur Stadt Wuppertal erschöpft."

1990, im Jahr der Deutschen Einheit, wurden Schüler der Klasse 3a der Ernst-Thälmann-Schule aus Schwerin zu ihren Vorstellungen zum Schulalltag in Wuppertal befragt: "Ob sie da auch aus der Natur Eicheln sammeln und die dann experimentieren, also ins Wasser legen, bis Keime kommen, und die dann einpflanzen?" - "Vielleicht haben sie auch andere Tafeln und schreiben auch anders." - "Ob sie sich auch für uns interessieren, also ob sie uns schreiben möchten?"

Etwa zeitgleich bereiteten sich Achtklässler einer Wuppertaler Hauptschule auf eine Reise in die Partnerstadt Schwerin vor: "Hier in Deutschland ist ja alles anders als in der DDR, dann können wir mal erfahren, wie das so ist, also, dass sie so lange mit den Autos warten müssen, 14 Jahre, ist ja

auch unvorstellbar." - "Ich möchte mal erfahren, ob das wirklich so ist, wie immer berichtet wird, oder ob das nur Übertreibung ist: dass die Geschäfte, also wenn dann mal zufällig irgendwelche Lebensmittel kommen, dass die dann sofort gekauft werden und dass nicht alles vorrätig da ist."

Begegnungen sind möglich und offenkundig auch nötig. Die Grenzen zwischen Ost und West sind gefallen, die letzte Volkskammer der DDR ist gewählt und die politischen Weichen sind bereits auf Einheit gestellt.

1986: Die erste deutsch-deutsche Städtepartnerschaft

Im März 1989 existierten 38 deutsch-deutsche Städtepartnerschaften. Das ZK der SED und der Ministerrat der DDR hatten zu diesem Zeitpunkt bereits 19 weitere genehmigt. Von westdeutschen Städten und Gemeinden lagen rund 800 Anträge für die Aufnahme einer Partnerschaft mit einer ostdeutschen Ortschaft vor. Eine erstaunliche Anzahl, denn lange Zeit waren solche Beziehungen undenkbar. Als 1986 die erste deutsch-deutsche Städtepartnerschaft zwischen Eisenhüttenstadt und Saarlouis beschlossen wurde, da hieß es noch von DDR-Seite, dass das Verhalten der Bundesrepublik gegenüber der DDR, beispielweise in der Frage der Anerkennung der DDR-Staatsbürgerschaft, Städtepartnerschaften auf breiter Ebene unmöglich macht. Ein Vertrag wie der zwischen Saarlouis und Eisenhüttenstadt solle auch künftig die Ausnahme sein. Die Herstellung einzelner Partnerschaften zeige aber gleichwohl den guten Willen der DDR für die Verbesserung der nachbarschaftlichen Beziehungen.

Der Beschluss für die erste deutsch-deutsche Partnerschaft ist während eines DDR-Besuchs des damaligen saarländischen Ministerpräsidenten Oskar Lafontaine gefallen. Erich Honecker sprach 1987 bei einem Besuch im Saarland: "Die Lage ist heute so, dass auf deutschem Boden zwei voneinander unabhängige, souveräne deutsche Staaten existieren. Und aufgrund dieser Tatsache, dass zwei voneinander unabhängige, souveräne deutsche Staaten existieren, ist es notwendig, dass diese Staaten sich verständigen, denn beide gehören verschiedenen Bündnissystemen an."

1986-1989: Deutsch-deutsche Begegnungen im Wandel der Zeit

Die Städtepartnerschaften zwischen Ost und West blieben bis zum Umbruch 1989 schwierig und wurden von beiden Seiten instrumentalisiert. Wandel durch Annäherung, das war das politische Kalkül auf westdeutscher Seite. Außenpolitische Anerkennung der DDR war das politische Kalkül der Ostdeutschen. Während die bundesdeutschen Partner durch persönliche Kontakte der Bürger das gesamtdeutsche Zusammengehörigkeitsgefühl stärken wollten, sollten eben diese Kontakte von den DDR-Partnern vereitelt werden.

In einer Konzeption der Staatssicherheit zur politisch-operativen Sicherung der deutschen Städtepartnerschaften vom 8. Mai 1989 war von „subversiven Angriffen“ sowie „Wühl- und

Zersetzungstätigkeit des Gegners“ die Rede. Des Weiteren hieß es in dem Papier: "Rechtzeitig aufzuklären und wirksam zu bekämpfen sind die Pläne, Absichten und Maßnahmen sowie Mittel und Methoden des Gegners, Jahrespläne zu unterlaufen. Insbesondere durch die Herstellung vielfältiger und unkontrollierbarer individueller Kontakte mit dem Ziel der Praktizierung sogenannter menschlicher Begegnungen auf breitester Ebene."

Briefe aus dem Westen werden abgefangen

Die Stasiakten aus den drei Nordbezirken, die zu den Städtepartnerschaften angelegt wurden, füllen etliche Ordner. Die Abteilung M der Staatssicherheit, zuständig für Postkontrolle, fing viele westdeutsche Briefe ab: so den Brief des Deutschen Alpenvereins Sektion Lübeck, der Kontakte zu Jugendlichen in Wismar aufnehmen wollte. Oder den Brief des Passat-Chores aus Lübeck, der die Bitte um eine Auftrittsmöglichkeit in Wismar enthält. Der Lübecker Rassegeflügelzüchter-Verein wollte eine Partnerschaft mit der Rassetaubenzuchtsparte "Seeblick" in Wismar eingehen. Und die Anonymen Alkoholiker aus Lübeck wollten Kontaktpersonen in Wismar kennenlernen.

Reisen in den Westen werden abgesagt

Jeder Versuch von westdeutscher Seite, Kontakte außerhalb der offiziellen Besuche herzustellen, galt den staatlichen Stellen in der DDR als Missbrauch oder aber als Unterlaufen der Partnerschaftsvereinbarungen. Während die westdeutschen Verhandlungspartner versuchten, den Jugendaustausch auszuweiten, sperrten sich die ostdeutschen Verantwortlichen bei den Räten der Städte. Im Juli 1988 sagte das staatliche Reisebüro "Jugendtourist" überraschend einen geplanten Besuch einer Greifswalder Delegation bei Osnabrücker Familien ab. Jugendtourist, so wurde dem enttäuschten Stadtjugendpfleger von Osnabrück mitgeteilt, lege zurzeit keinen Wert auf Familienbesuche.

Begegnungen werden möglich zwischen Ost und West

Während des Aufenthaltes einer Wuppertaler Delegation in Schwerin im November 1986 griff ein Maßnahmeplan des MfS. Er sah unter anderem vor, das Restaurant, das Foyer, die Bar und die Rezeption des Hotels der Gäste zu sichern. Eine Kontaktaufnahme zwischen Ausreiseantragstellern und westdeutschen Besuchern sollte verhindert werden. Ein Jahr später konnte die Staatssicherheit während des Besuches einer Wuppertaler Reisegruppe nur registrieren, dass mehrere Teilnehmer der Gruppe Kontakte zu Schweriner Freunden und Verwandten aufnahmen. Eine westdeutsche Besucherin teilte an der Rezeption lapidar mit, sie werde bei einer Freundin übernachten, ein Schweriner tauchte im Hotel auf und traf sich mit einem westdeutschen Bekannten aus der Reisegruppe. Die Staatssicherheit musste hilflos zusehen. Die Begegnungen im Rahmen der Städtepartnerschaften wurden zum Sicherheitsrisiko. Und im Sommer 1989 kehrten

Teilnehmer von Delegationen aus Wismar, Schwerin und Greifswald von ihren Besuchsreisen in die westdeutschen Partnerstädte einfach nicht zurück.

Kontakte zwischen deutsch-deutschen Kirchengemeinden

In einer Einschätzung der Staatssicherheit zu Missbrauchshandlungen im Rahmen der Partnerschaft zwischen Schwerin und Wuppertal vom Juni 1988 hieß es: Seitens der Stadt Wuppertal werde permanent versucht, "der Entwicklung ... massenweise zwischenmenschlicher Kontakte den Vorrang zu geben". Und die Kirchen würden versuchen, die Städtepartnerschaften zu nutzen, um Kontakte zu westdeutschen Kirchengemeinden zu knüpfen. Das war nicht gerne gesehen. Tatsächlich hatte die pommersche Kirche beispielsweise sehr intensiven Kontakt zur evangelischen Kirche in Schleswig-Holstein. Und die mecklenburgische Kirche verband ein enger Kontakt mit der evangelischen Kirche in Bayern. Es gab auch Partnerschaften einzelner Kirchengemeinden in Ost und West. Bei denen ging es etwas anders zu als bei den offiziellen Städtepartnerschaften.

Partnerschaften der Schweriner Domgemeinde mit Obersdorf und Füssen



Schon in den Siebzigerjahren schloss die Schweriner Domgemeinde eine Partnerschaft mit Obersdorf im Allgäu. Das ging aber nicht so einfach auf Zuruf, dafür gab es ein genaues Prozedere. Gemeinden aus Ost und West, die Interesse an so einer Partnerschaft hatten, mussten sich beim Diakonischen Werk melden. Das legte dann fest, wer mit wem, und lud die

Beteiligten zu einem ersten Treffen nach Ostberlin ein.

Jürgen Hebert, damals Pastor in Schwerin, erinnert sich, wie der Dom Mitte der Achtzigerjahre zu einer zweiten Partnergemeinde kam: "Es war ein ganz simpler Zufall, dass die Füssener Gemeinde, die einer anderen Gemeinde als Partnergemeinde in Mecklenburg vom Diakonischen Werk in Schwerin zugedacht war, nun aber den anderen angedachten Partner nicht treffen konnte, der war nicht erschienen in Berlin. Und dann haben wir gesagt, wir haben zwar die Obersdorfer Gemeinde, aber haben jetzt auch das Anna-Hospital und haben außerdem ein entzückendes Kinderheim. Und dort in dem Kinderheim war ja dauernd Bedarf für irgendetwas. Und für die Füssener Gemeinde war es Ideal geradezu, dass man über Gemeindeperschaften hinaus ganz gezielt für Kinder etwas bereitstellen konnte, was es hier sonst nicht gegeben hätte."

Diese ersten Treffen fanden in Ostberlin statt, weil es für die Westdeutschen relativ leicht war, mit einem Tagesvisum einzureisen. Und vor allem mussten sie nicht offenbaren, was sie in der Stadt vorhatten. Schwieriger war es dann für die Kirchengemeinden in der DDR, wenn sie ihre Partner aus der Bundesrepublik einladen wollten. Auf dem Antrag wurde unter anderem nach der verwandtschaftlichen Beziehung gefragt.

Jürgen Hebert erinnert sich weiter: "Einmal musste man ja Gemeindemitglieder finden, es konnte ja nicht alles über eine Anschrift, also etwa unsere laufen, sondern es mussten ja andere Gemeindeglieder gebeten werden, auch für die Unterbringung und auch für das Einreichen da zu sein. Und es war sicherlich für einen Pastor erst einmal leichter in gewisser Weise, er war ein Sonderling von Berufs wegen. Für andere Gemeindeglieder, die in ihrem Berufen standen, waren vielleicht die Ängste größer, jetzt Westleute vielleicht zu Vettern und Cousinen zu machen."

Unterstützung der Kirchengemeinden in der DDR

Neben der persönlichen Begegnung war natürlich die Unterstützung für die Kirchengemeinden in der DDR ein wichtiges Anliegen. Ruth Hebert erinnert sich heute noch schmunzelnd an die Innenfarbe für den Dom, die in Paketen von Obersdorf nach Schwerin geschickt wurde, à 15 Kilo. Mehr Gewicht war bei einem Paket in die DDR nicht erlaubt: "Und deshalb waren es die verschiedenen Farben und immer kamen Leute nachher in den Dom und haben gesagt: Ihr habt ja eine Farbgebung, habt ihr denn keine Fachleute gehabt? Es ist mal ein helles Grün, mal ein dunkles Grün, aber das ist einfach so, wenn ich das nicht habe, und ich kann etwas bekommen, dann bin ich ja froh, dass ich überhaupt etwas instand halten kann."

Und dann war da noch die Sache mit dem Friedhof in Plate. Der Zaun zum benachbarten Bauerhof war kaputt, erinnern sich Jürgen und Ruth Hebert: "Das ist schon ärgerlich, wenn die Hühner an den Gräbern scharren. Es gab nicht genug Zaunmaterial so im Handel. Ich habe daraufhin gesagt, wir haben die Partnergemeinde, und sicherlich habt ihr alle auch irgendwo Bekannte, Verwandte, die euch mal ein Paket schicken könnten. Und so kam es dann zu einer größeren Aktion, Draht für den Plater Friedhof, um ihn gegen die lästigen Hühner abzusichern. Der Draht war dann im Geflecht, manchmal auch in der Höhe etwas unterschiedlich ausgefallen, er sah bunt aus, aber es hat dann erst einmal den Ärger beseitigt." "Und das Schönste war, dass fast aller Draht aus der Wismarer Drahtfabrik kam. Manche haben bewusst den Zettel drangelassen, damit wir sehen konnten, wo wir eigentlich Draht beziehen könnten, aber es war für uns keine Möglichkeit."

Die staatlichen Behörden ließen die Kirchen gewähren. So gab es wenigstens von dieser Seite nicht so viele Beschwerden. Doch als das Dach des Doms erneuert werden sollte, ging es den Stadtvätern zu weit. Jürgen Hebert erinnert sich: "Damals waren die Dachsteine ein Geschenk der bundesdeutschen Kirchen. Wie sollten sie nach Schwerin kommen? Normalerweise, in der alten Bundesrepublik, geschah das mit großen Lastern, hier gab es Schwierigkeiten und Bedenken bei der städtischen Obrigkeit, dass solche großen Lastkraftwagen doch zu viel Aufmerksamkeit vor dem Dom mitten in der Stadt auf sich ziehen könnten. Zu der Zeit war mein Bruder als Landwirt und staatlicher Gutsbesitzer in Großtrepow und hatte dann überlegt, ob man nicht die Dachsteine

von den großen Lastern aus dem Westen vor den Toren der Stadt umladen könnte. Und dann kamen sie also, mit bei uns üblichen Hängern und Treckern davor, in die Stadt gerollt."

Diese Partnerschaften zwischen den Kirchengemeinden sind nach der Maueröffnung meistens zusammengebrochen. Allerdings, im 16. Jahr der deutschen Einheit, gibt es wieder erste Begegnungen. "Wiederauferstehung" nennt Jürgen Hebert den Auftritt des Schweriner Chores vor wenigen Wochen in Obersdorf.

Die Städtepartnerschaft zwischen Rostock und Bremen

Die beiden Hansestädte Rostock und Bremen verbindet seit 1987 eine Partnerschaft. Das Ziel der Partnerschaft war, den Frieden zu festigen und zu sichern, das Wettrüsten zu beenden und nachbarschaftliche Beziehungen auf vielen Ebenen herzustellen. So stand es damals in der getroffenen Rahmenvereinbarung. Am 18. August 1987 um 11.00 Uhr wurde im Rostocker Rathaus die Rahmenvereinbarung über die Städtepartnerschaft vom Oberbürgermeister Dr. Henning Schleif und vom Bremer Bürgermeister Klaus Wedemeier unterzeichnet.

1987: Besuch an der Wilhelm-Pieck-Universität in Rostock

Vier Monate später reiste der Bremer Professor Herman Cordes mit anderen Wissenschaftlern nach Rostock an die damalige Wilhelm-Pieck-Universität. Der Chemiker war zu dieser Zeit Konrektor der Universität Bremen. An die kühle Atmosphäre während seines Besuchs in der DDR erinnert er sich gut. "Ich war eingeladen bei den Professoren der Biologie, und ich bat am Anfang darum, dass es eine kurze Vorstellungsrunde gab. Daraufhin wurde gesagt: Nein, so etwas ist nicht gestattet. Und dann bat ich, ob ich dann vielleicht eine Liste der Gesprächsteilnehmer kriegen könnte: Nein, das sei geheim. So etwas war mir an einer anderen Universität bisher noch nicht begegnet." "Kontakte aufzubauen war schwierig. Die Bremer Wissenschaftler wurden durch die Schatzkammer und die Bibliothek geführt, damit sollten wir beeindruckt werden. Was die altherwürdige Rostocker Uni auszeichnet, im Gegensatz zu der damals noch jungen Universität Bremen."

Untergebracht waren die Wissenschaftler aus dem Westen im Rostocker Interhotel Warnow. Professor Cordes erinnert sich: "Als ich dann zu Abend gegessen habe, saß an einem Nachbartisch ein junger Mann aus der DDR, der dann an meinen Tisch herüber kam und fragte, ob ich für ihn Bier bestellen könnte, Lübzer Pils. Ich sagte, weswegen nicht, gerne. Ja, erläuterte er, DDR-Bürger dürfen das nicht bestellen, das ist nur für Ausländer vorgesehen." Als Dank für den Gefallen gab es eine Auskunft, die hat Herman Cordes nicht überrascht, trug aber auch nicht gerade zu entspannter Atmosphäre bei. Cordes fährt in seiner Erzählung fort: "Als wir ein bisschen vertrauter waren, sagte er: ‚Sie sind sich darüber im Klaren, dass Sie, wenn Sie einen Gast mit aufs Zimmer nehmen, Ihr Radio so laut stellen müssen, wie es geht, und Sie sind sich auch darüber im Klaren, wenn Sie

Damenbesuch mitnehmen, dass das hinterher aufgezeichnet ist.' Also das verbreitete natürlich schon so ein bisschen kritische Atmosphäre. Man fühlte sich eigentlich nicht richtig heimisch dort."

Der Chemiker Herman Cordes vermutete bereits damals, dass seine Vorträge über Moose und Flechten nicht gerade im Mittelpunkt des Interesses der Rostocker Partner standen. Einen Wissenschaftsaustausch, wie er ihn sich vielleicht gewünscht hätte, kam nicht zustande. Cordes erinnert sich: "Die hatten wenig Möglichkeiten, in den Westen zu reisen, außer über solche Kontakte. Für die DDR-Leute war, glaube ich, von vornherein klar: Mit Ausnahme ganz ausgewählter Personen, die politisch sehr zuverlässig waren, kriegt keiner eine Ausreisegenehmigung hier zu uns hin. Also da liegen nicht wissenschaftliche Belange im Vordergrund, sondern das wird politisch kontrolliert."

1989: Private Begegnungen zwischen Rostocker und Bremer Bürgern

Dezember 1989, die Mauer war gefallen, die Grenzen waren offen. Begegnungen zwischen Ost und West waren möglich. Die Hansestadt Bremen lud zu einem Besuch ein. Familie Böttcher aus Rostock nahm die Einladung an. Barbara Böttcher, ihr Mann Klaus und Sohn Dirk machten sich mit dem Trabant auf in Richtung Westen. Auf der Autobahn reihten sie sich ein in den Besucherstrom, erzählt Klaus Böttcher. Er erinnert sich: "Die meisten sind ja in Lübeck geblieben, einige sind noch weiter nach Hamburg, und nachher das Teilstück Hamburg-Bremen - da waren wir schon wieder Exoten. Also, wir wurden mit Lichthupe begrüßt, weil, es waren nicht viele Trabanten zu sehen. Die waren ja damals noch gerne gesehen, eine kurze Zeit."

„In Bremen gab es sogenannte Sammelstellen, die man ansteuern konnte“, erinnert sich Barbara Böttcher. "Dort waren sehr viele Leute, auch aus der DDR, und auch, wie soll man dazu sagen, so ein Organisationskomitee, die hatten Adressen gesammelt für Personen aus Bremen, die Leute aufnehmen wollten für eine Übernachtung. Wir haben uns dort gemeldet, für eine Übernachtung, und wurden dann verwiesen an eine ältere Dame, die mit ihrer Freundin uns dann abholte, zu sich nach Hause."

Gut organisiert war das, sagen die Böttchers. Und die Unterkunft bei den Bremern war viel persönlicher als beispielsweise ein Zimmer in einem Hotel. Während der Gespräche beim Abendessen oder Frühstück hatten sie auch die Gelegenheit, Vorurteile auszuräumen. Klaus Böttcher erinnert sich: "Die meisten hatten ja gar keine Vorstellung von uns. Das waren ja für viele genauso auch erstmalige Treffen, dass man sich unterhalten konnte, was arbeitet man, was macht man. Es wurden ja auch Storys erzählt, so ungefähr, dass wir hier vielleicht nicht mal satt zu essen hatten und Ähnliches. Also es war schon interessant, sich mal auszutauschen, wie ist das Leben hier gewesen, und wir haben es gesehen, wie es da ist."

Tagsüber war Zeit, sich in der Altstadt umzusehen. Barbara Böttcher fällt spontan der Bummel über den Weihnachtsmarkt ein oder der Spaziergang durch die engen und verwinkelten Gassen im Schnoor, dem kleinen Viertel nahe der Weser. „Unser Sohn hat sich manches Mal die Nase an den Schaufensterscheiben platt gedrückt“, erzählt sie. „Gott sei Dank hatten wir das Begrüßungsgeld. Damit konnten wir ihm wenigstens kleine Wünsche erfüllen.“ Barbara Böttcher berichtet: "Es war ja so geregelt, von der Bundesrepublik damals, dass das an jeden gezahlt wurde. Wenn man bedenkt, wie viele Leute da etwas bekommen haben, das ist eine ganze Menge Geld gewesen, was damals ausgezahlt wurde. Würde ich echt so sehen, und das war irgendwo sehr nett."

2006: Ruhende Partnerschaft zwischen Bremen und Rostock

Heute gilt die Städtepartnerschaft zwischen Bremen und Rostock als überholt. Beendet wurde sie zwar nicht, aber sie ruht, heißt es offiziell aus dem Bremer Rathaus. Der Kontakt der Böttchers zu den beiden Bremerinnen ruht ebenfalls. Schade sei das, aber verständlich, meint Klaus Böttcher: "Ich hatte das Empfinden, und würde es auch im Nachhinein so einschätzen, der Mensch ist sehr neugierig, und das auf beiden Seiten. Also da gibt es ganz bestimmt keine Unterschiede. Als dann die Neugier irgendwo befriedigt war, haben diese Veranstaltungen auch automatisch nachgelassen. Und das ist auch für mich der Grund, dass so etwas auch nicht mehr gepflegt wird, weil es nicht funktioniert."

Städtepartnerschaft Schwerin-Wuppertal



Im Frühjahr 1990 hat sich die Situation grundlegend geändert. Alles ist neu, auch für die Städtepartnerschaften zwischen Ost und West. Die Vertreter der Wuppertaler Stadtverwaltung reagieren, indem sie versuchen, die Beziehungen zu intensivieren, und Hilfe anbieten, aber auch Druck ausüben. Der Jahresplan für die Partnerschaft mit Schwerin für 1990 soll nun all das enthalten, was bislang unmöglich war. Dazu gehören auch Kontakte auf der Arbeitsebene, also auch mit Künstlern aus Schwerin, für die bis dahin beispielweise eine Reise nach Wuppertal undenkbar war.

1990: Besuch in der Partnerstadt Wuppertal

Im Frühjahr 1990 fährt eine Delegation Kulturschaffender aus Schwerin in die Partnerstadt Wuppertal. Der Schweriner Kunstwissenschaftler und Galerist Ulrich Kavka erinnert sich: "Die Initiative ging von Wuppertal aus, die haben gesagt, wir schicken einen Bus, und stellt mal eine Gruppe von interessanten Leuten zusammen, und da wir ja gewissermaßen sogenannte Wende-Heinis waren, also durch die Demos, also haben wir gesagt, wir müssen hier was machen. Und wir

waren auch sozusagen die kulturellen Widerspruchsgeister. Der größere Teil dieser Delegation, das waren Leute, die sich Montag für Montag getroffen haben ... da habe ich gesagt, das muss hier mit der Kultur weitergehen, da haben wir diese Kulturinitiative gegründet und so weiter. Dann haben die uns eingeladen, haben den Bus geschickt mit 'nem Fahrer und so weiter. Und das muss ich sagen, das waren einfach drei, vier schöne Tage dort. Und wir haben dann bei einer Familie gewohnt, also einem Grafiker, ich glaube, in der ersten Nacht haben die zwei Flaschen Sekt aufgefahren. Das war also sehr angenehm. Ja, muss ich sagen, und auch aufrichtig, ganz aufrichtig. Ich muss sagen, also die Erinnerung daran ist die beste. Das war also eine Öffnung in die Welt, was ja nicht so ohne ist, wenn man also eingemauert war. Und diese Reise nach Wuppertal war eine der schönsten, die ich in der Zeit gemacht habe, weil die Leute freundlich waren, die Künstler waren nett, also ich habe da allerbeste Erinnerungen. Und die Eröffnung des Von-der-Heydt-Museums habe ich sehr genau in Erinnerung. Johannes Rau war zugegen, Frau Süßmuth war da und irgendwie war es ein dolles Haus mit 'ner dollen Treppe drin, dolle Egon-Schiele-Ausstellung gesehen, und wie gesagt, die Leute waren alle freundlich und offen und man hatte das Gefühl, es ist tatsächlich eine Art Wiedervereinigung."

In einem Interview mit Hannelore Becker-Willhardt vom Deutschlandfunk berichtet Ulrich Kavka 1990, damals im Büro für Umweltkultur tätig: "Wir hatten konkret eine Sache verabredet mit den Kollegen dort. Wir werden eine Ausstellung machen, die nennt sich Kunstachse Zwei, oder Kunstachse Nord-Süd. Nummer zwei, weil wir eine andere schon planen, und in Richtung Nord-Süd-Süd-West, also in Richtung Wuppertal, und wir werden ... Wuppertaler Künstler hier im Museum ausstellen und umgekehrt ... Künstler aus dem Bezirk Schwerin in Wuppertal ausstellen." Solche Kontakte wären bis November 1989 "extrem verhindert worden durch Strukturen, die wir vorher hatten, und Leute, die zum Teil nun heute auf unseren Trittbrettern mit nach Wuppertal fahren." Gemeint ist damit unter anderem der zu dieser Zeit noch amtierende Stadtrat für Kultur, Peter Schneider, der in dieser Funktion seine Mitreisenden schriftlich aufgefordert hatte, sich für Wuppertal angemessen zu kleiden und Marschverpflegung einzupacken.

Rückblickend resümiert Ulrich Kavka heute: "Worüber man geredet hat, was man sich vorgenommen hat, das war das Prinzip Hoffnung. Und das Zweite, was mir auffällt, das war eine ganz enorme Naivität gegenüber den kommenden Dingen, die man aber nicht so hat einschätzen können. Also, mich hat mal jemand vier Jahre später gefragt, eine Journalistin aus Berlin, wie es mir denn hier geht in Schwerin, da habe ich eine Weile überlegt und habe gesagt, es geht mir so wie früher, nur anders."

2006: Rückblick auf 16 Jahre Deutsche Einheit

Was ist aus all den Ideen und Plänen geworden, die Ulrich Kavka damals aus Wuppertal mit nach Schwerin gebracht hat? Nachdenkliches, heute, 16 Jahre danach: "Wenn man bedenkt, dass also von 100 eingetragenen Künstlern im Bezirk Schwerin 50 tätig waren, und für diese 50 Leute stand Jahr für Jahr ungefähr eine Million Ost-Mark an Auftragsmitteln zur Verfügung, dann war das nicht nur so, dass sogenannte staatsnahe Künstler das Geld abgesackt haben, sondern auch Leute, die durchaus mit den Kulturpraktiken und politischen Praktiken in der DDR nicht immer einverstanden waren. Die haben aber auch davon gelebt, das war schon im Interesse des Staates, um also Ruhe vor der Front zu haben. Nun kann man das bewerten, wie man will. Und solche Dinge wollten wir eigentlich retten, wir wollten diese Struktur an diese neue Verwaltungsstruktur anbinden und haben dann Konzepte geschrieben und alles, und das ist natürlich in dieser, sagen wir mal, etwas oberflächlichen Beratungsphase durch westdeutsche Helfer, sage ich mal in Anführungsstrichen, nicht zur Kenntnis genommen worden."

Heute hat Ulrich Kavka keine Kontakte mehr nach Wuppertal. Das hat, betont er, aber weniger mit gewissen Enttäuschungen zu tun, vielmehr liege das in der Natur der Sache. "Freundschaften oder Kontakte leben ja immer von dem persönlichen Engagement, das hat sich eine ganze Weile gehalten, und das ist auch das Erfreulichste dabei, dass man Leute kennengelernt hat, also diese Kunstachse, von der die Rede ist, ist die zweite, die erste war nämlich München-Schwerin-Schwerin-München. Ein jetzt leider verstorbener Künstler, Otto Treßler, hat sich hier sehr engagiert. Ich kann mich erinnern, wir haben im April den Künstler Otto Treßler aus München ausgestellt, und auf dem Dach der Galerie war die bundesdeutsche Fahne und die DDR-Fahne, also die Vorstellung von mir war wie Reichstag und Staatsratsgebäude. Und das Polizeiorchester, noch damals das Volkspolizeiorchester, hat auf meinen Wunsch hin militärische Märsche gespielt, weil die Ausstellung hieß 'Deutsche Nationalspeisen unverdaulich'. Das heißt, das kritische Element gegenüber dem, was kommen sollte, das hat sich, Gott sei Dank, beizeiten auch eingeschlichen, und nicht zuletzt durch die Kontakte."

Deutsch-deutsche Städtepartnerschaften

Schwerin-Wuppertal, Neubrandenburg-Flensburg, Neustrelitz-Schwäbisch-Hall, Stralsund-Kiel, Wismar-Lübeck, Güstrow-Neuwied: Städtepartnerschaften zwischen Ost und West. Viele der deutsch-deutschen Städtepartnerschaften haben heute ihren ursprünglichen Sinn verloren. Sie sollten Grenzen überwinden helfen und für Begegnungen sorgen. Die Grenze ist weg, und vielerorts sind internationale Beziehungen wichtiger geworden.

1991: Städtepartnerschaft zwischen Neustadt-Glewe und Oststeinbek

Anders verhält es sich mit einer Partnerschaft zwischen Ost und West, die heute noch sehr aktiv ist. Die Verbindung zwischen Neustadt-Glewe und Oststeinbek östlich von Hamburg besteht erst seit 1991. Wie gehen die Bürger dieser beiden Orte miteinander um? Was trennt sie und was eint sie, 16 Jahre nach der Einheit?

1990 begannen ein paar enthusiastische Oststeinbeker mit der Suche nach einer Partnergemeinde in der DDR. Die Städte Ludwigslust und Grabow wollten nicht. In Neustadt-Glewe wurde man schließlich mit offenen Armen empfangen. Eine Verbindung, die bis heute hält, sagt Peter Hartmann, der Vorsitzende des Partnerschaftsverbands Oststeinbek. Die Mitglieder seines Vereins und des Neustädter Vereins machen gemeinsame Ausflüge nach Bremen oder Hamburg, Radtouren durch Mecklenburg, oder es geht per Auto quer durch die Landschaft.

Gemeinsame kulturelle Interessen

Der A-cappella-Chor aus Neustadt-Glewe ist ein eingetragener Verein und existiert seit 1990. Man singt vor allem Volkslieder und plattdeutsche Lieder, wie auch in Oststeinbek. Der Vereinsvorsitzende Turner berichtet: "Da haben wir erfahren, dass es dort einen Männergesangsverein gibt, und das hat uns gereizt, auch gemeinsam mal in Erscheinung zu treten, und so sind wir als Erstes vor drei Jahren nach Oststeinbek gefahren und haben dort mit dem Männergesangsverein gemeinsam ein Konzert gestaltet, wobei natürlich der überwiegende Teil von den Oststeinbekern gestaltet wurde und wir einen kleinen Part hatten. Im Jahr darauf sind dann die Oststeinbeker zu uns gekommen, und seitdem haben wir uns eigentlich immer jährlich zusammengefunden, zu Konzerten. Und im vorherigen Jahr hatte Oststeinbek ein großes Ortsjubiläum, und da durften wir das Programm an einem Nachmittag, wo auch andere Partnerschaften der Gemeinde Oststeinbek vertreten waren, durften wir dann auch einen ganzen Konzernachmittag gestalten. Wir haben festgestellt, im Gesang gibt es keine so großen Unterschiede. Man singt im Westen genau solche Volkslieder wie hier bei uns im Osten. Sicherlich sind wir froh und glücklich, dass wir ihnen auch das ein oder andere Lied, das wir eigentlich nur aus DDR-Zeiten kennen, ihnen mal nahebringen können, und dass sie damit feststellen können, dass auch in Ostdeutschland nicht nur rote Lieder gesungen wurden."

Menschliche Begegnungen

Der Vorsitzende des Partnerschaftsverbands Oststeinbek, Peter Hartmann, berichtet: "Also es kommt ein informativer Teil, kulturell-historisch, ökonomisch, und dann ein geselliger Teil, wo man sagt: Jetzt schnacken wir, jetzt wird Kaffee getrunken und so weiter. Und, da muss ich sagen, sind unsere Neustadt-Glewer natürlich professionell im Improvisieren. Jedes Auto hat einen

Tapeziertisch mit, dann werden die Hocker ausgepackt, dann werden die Torten ausgepackt, dann sind die Kaffeekannen auf dem Tisch, dann ist das Schmalzbrot da, und dann, ja, dann warten wir nur noch darauf, dass es nicht regnet. Das ist noch richtig alte positive DDR. Das kann ich hier so sagen. Das haben die trainiert, dieses Gemeinschaftsgefühl, das ist bei den Älteren voll drin. Ich muss für mich sagen, ich genieße das, und wir auch. Das war bei uns früher auch mal so."

Aber es wurde auch manchmal hart miteinander diskutiert, sagt Siegfried Eichler, der Vorsitzende des Neustädter Partnerschaftsvereins: "Wir haben es zum Beispiel schon mal so gemacht, dass wir männliche Vereinsmitglieder aus Oststeinbek und Neustadt zusammen an einen großen Tisch gesetzt haben, und jeder hat seine berufliche Entwicklung geschildert. Wie er angefangen hat und so, und das sowohl von Oststeinbek als auch von Neustadt. Das ist aber nicht so gut angekommen. Warum? Weil es zu große Differenzen und unterschiedliche Auffassungen gab über das Bildungssystem in der DDR. Wenn wir von unserem Studium sprachen, jetzt als DDR-Bürger, dann haben damals die sogenannten Wessis gleich abwinkt: ‚Ja, wir mussten ja alles selber bezahlen, ihr habt es ja geschenkt gekriegt.‘ Aber das konnte man nur im Gespräch erläutern, dann erklären und darüber dann auch zu einer gewissen Übereinstimmung der Auffassung kommen. Das war nicht immer so ganz einfach, es gab auch Streit dabei und so, ‚mit dir rede ich nicht mehr darüber‘, aber das nächste Mal war das dann gegessen, man musste das dann erst so ein bisschen setzen lassen und auch für sich selbst verarbeiten, was einem der andere da gerade an den Kopp geknallt hat."

Begegnungen zwischen Menschen aus Neustadt-Glewe und Oststeinbek. Auch das Plattdeutsche spielt dabei eine Rolle. Einmal im Jahr führt die Leihenspielgruppe Oststeinbek ein niederdeutsches Theaterstück in der Sporthalle Neustadt-Glewe auf, sagt der Chef der Theatergruppe, Udo Kolm: "Alle Zuschauer, die dort sind, die sind hinterher so begeistert, die sitzen dann mit uns noch zusammen und klönen bis spät in die Nacht rein, und das ist so fantastisch. Das Plattdeutsche, auch wenn das Mecklenburger Platt ja ein bisschen anders ist, aber wir können das verstehen, nur sprechen ist für uns hier schwierig, dann müsste man richtig wieder auf Lehrgänge gehen und das lernen. Aber das ist uns wirklich eine Herzensangelegenheit, das aufrechtzuerhalten und das weiterzupflegen."

Wirtschaftliche Beziehungen

Auch bei den kommunalen Verwaltungen gibt es Kontakte. Anfang der Neunzigerjahre kam Amtshilfe aus Oststeinbek, jetzt kommen Betriebe, sagt der Bürgermeister von Neustadt-Glewe Uwe Menz: "Es gibt Wirtschaftsbeziehungen. Wir haben also ein Unternehmen, das sich erweitern wollte und in Oststeinbek keine Möglichkeit gefunden hat – das ist inzwischen bei uns. Hier ist die komplette Firma zu uns gekommen dann, nach Neustadt-Glewe ins Gewerbegebiet. Ein Unternehmen, es ist die Dockweiler AG mit über 100 Beschäftigten, ein Unternehmen, was vor allen

Dingen Geräte und Aggregate herstellt in der Halbleitertechnik. So, und das hat uns natürlich sehr gefreut."

Ein Blick in die Zukunft

Und mit Blick auf die nächsten Partnerschaftsjahre zwischen Neustadt-Glewe und Oststeinbek sagt der Bürgermeister von Neustadt-Glewe: "Man soll es auf keinen Fall lassen, denn ich sage immer, wenn Leute sich begegnen, kann man über Dinge sprechen. Denn es ist immer besser, man spricht miteinander, als wenn man nur irgendetwas hört und das noch dann verkehrt versteht, und deswegen auch unterstützen wir als Stadt, als Verwaltung auch die Kontakte der Vereine. Also ich bin sicher, dass es die Partnerschaft im norddeutschen Bereich immer noch geben wird. So schnell gibt man so etwas, wenn man so etwas mal abgeschlossen hat, nicht wieder auf."

Autoren: Eva Storrer und Bert Lingnau